

Anerkennung und Vertrauen. Theologische Grundlagen von Ehe und Familie

Markus Knapp

Die Propagierung des kirchlichen Leitbildes von Ehe und Familie bleibt im gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext etwas durchaus Zwiespältiges. Denn ein solches Unterfangen setzt ja in der Regel voraus, dass das, was da propagiert wird, seine Selbstverständlichkeit verloren hat. Das weithin Selbstverständliche muss man nicht eigens als Leitbild anbieten. So verhält es sich auch mit dem kirchlichen Leitbild für Ehe und Familie: Über eine lange Zeit hin nahezu fraglos selbstverständlich, hat es diese Selbstverständlichkeit mittlerweile verloren und muss deshalb nun ausdrücklich als Leitbild propagiert werden. Bevor die Grundzüge des kirchlichen Verständnisses von Ehe und Familie und ihre bleibende Bedeutung erläutert werden, erscheint es ratsam, sich zunächst kurz die Gründe für den Verlust dieser Selbstverständlichkeit bewusst zu machen.

1. Situationsvergewisserung

Zu diesen Gründen zählt vor allem die Zunahme von Bindungsängsten oder auch Bindungsunwilligkeit, nicht zuletzt als Folge der veränderten Anforderungen des modernen Arbeits- und Berufslebens. Hier ist der möglichst umfassend „flexible Mensch“ (Richard Sennett) gefordert, der sein Leben den Imperativen betriebswirtschaftlicher Notwendigkeiten unterwirft, wofür ihm dann im Gegenzug entsprechende finanzielle Gratifikationen und Karrierechancen in Aussicht gestellt werden. Diesen Veränderungen im Bereich der Arbeit und des Berufes entspricht in kultureller Hinsicht, ziemlich passgenau, ein Bruch in den Denk- und Verhaltensmustern im Vergleich zu früheren Epochen. Es ist vor allem dieser kulturelle Bruch, der dem kirchlichen Verständnis von Ehe und Familie seine Selbstverständlichkeit genommen hat und es zu einer möglichen Option neben anderen hat werden lassen.

Der Freiburger Theologe Hansjürgen Verweyen hat als zentrale Maxime dieses kulturellen Wandels die unbedingte Abneigung gegenüber allem Unbedingten ausgemacht.¹

¹ Vgl. etwa Hansjürgen Verweyen, *Theologie im Zeichen der schwachen Vernunft*, Regensburg 2000, 42.

Das bedeutet vor allem: Es gibt nichts und darf nichts geben, was den Menschen unbedingt in Anspruch nehmen könnte. Das allerdings gilt unbedingt. Der philosophische Stammvater dieser Geisteshaltung und Lebenseinstellung ist Friedrich Nietzsche. Bei ihm ist etwa zu lesen: „Der Einwand, der Seitensprung, das fröhliche Misstrauen, die Spottlust sind Anzeichen der Gesundheit: alles Unbedingte gehört in die Pathologie.“² Demnach gibt es für einen gesunden Menschen nichts wirklich Ernstes, nichts, was unter allen Umständen und bis zum Letzten, und d. h. eben unbedingt, gilt. Der gesunde Mensch hält vielmehr zu allem eine gewisse ironische Distanz; er läßt sich nichts zu nahe kommen. Das gibt ihm dann auch die Freiheit, sich nirgendwo festlegen zu müssen, immer wieder andere Perspektiven einnehmen und neue Möglichkeiten ausprobieren zu können. Wem dagegen eine solche ironische Distanz zu allem und jedem fehlt, wer sich also von etwas ganz und unbedingt in Anspruch nehmen lässt, der ist nach Nietzsche krank und bedarf dringend einer Behandlung.

Es ist diese von Nietzsche so prägnant formulierte Überzeugung, die heute zum Leitbild unserer „postmodernen“ Kultur geworden ist. Ihr verdanken wir etwa die so charakteristische Wortschöpfung vom Lebensabschnittspartner. Dieses Leitbild wird auch von Menschen, die den Namen Nietzsche noch nicht einmal richtig buchstabieren können, heute als ganz selbstverständlich und kaum noch als begründungsbedürftig betrachtet.

In einer Ehe geht es nach kirchlich-theologischem Verständnis nun aber gerade um etwas Unbedingtes, nämlich um die wechselseitige unbedingte Annahme und Bejahung zweier Menschen. Wer eine Ehe eingeht, sagt zu einem anderen Menschen in seiner Einzigartigkeit und unverwechselbaren Individualität mit ihrer je eigenen Geschichte nicht lediglich unter Vorbehalt ja. Die Überzeugung von der Unauflöslichkeit der Ehe macht dabei nur ernst damit, dass eine solche unbedingte Anerkennung und Annahme eines anderen Menschen auch in zeitlicher Perspektive unbegrenzt bleiben muss. Dabei wird man ohne weiteres zugeben: Natürlich schränkt das den Menschen in seiner Freiheit ein; natürlich verzichtet er damit auf andere Optionen, sein Möglichkeitsradius wird geringer. Aber ist das tatsächlich etwas Pathologisches, so dass es geheilt werden muss durch einen kulturellen Bruch, der, von Nietzsche anvisiert, mittlerweile weithin Realität geworden zu sein scheint? Eine Klärung dieser Frage erfordert als erstes eine anthropologische Besinnung.

² Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*, in: Giorgio Colli, Mazzino Montinari (Hg.), *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* V, Berlin 1980, 100 (Aphorismus 154).

2. Anthropologische Reflexion

In einer anthropologischen Perspektive lässt sich sagen: Das, worum es in der Ehe geht, ist nichts dem Menschen Wesensfremdes, das ihn krank macht. Weit plausibler erscheint vielmehr die Annahme, dass es sich dabei um etwas zutiefst zu jedem Menschen Gehörendes handelt, um etwas also, das ihm ganz und gar entspricht. So findet sich ja in jedem von uns eine tief verankerte Sehnsucht nach unbedingter Anerkennung und Bejahung.³ Das lässt sich auch psychologisch aufklären und einsichtig machen. So muss nach Erik H. Erikson jeder Mensch ein Urvertrauen aufbauen und erhalten. In diesem Urvertrauen erkennt Erikson die Grundlage einer gesunden Persönlichkeit. Denn nur auf der Basis eines solchen Urvertrauens kann der Mensch auch ein gesundes Vertrauen zu sich selbst wie zu der ihn umgebenden Welt entwickeln. Die Grundlage für dieses Urvertrauen bildet die symbiotische Einheit des Säuglings mit der Mutter. Hier macht der neugeborene Mensch in seinem ganzen Ausgeliefertsein, in seiner vollständigen Hilflosigkeit und dem daraus resultierenden Angewiesensein auf andere die elementare Erfahrung eines unbedingten Bejahtseins, des verlässlichen Geborgen- und Gehaltenseins. Als Voraussetzung eines angstfreien Verhältnisses zu sich selbst ebenso wie einer offenen Beziehung zur Mitwelt muss dieses Urvertrauen auch später erhalten bleiben. Und das setzt voraus, dass es im Laufe des Lebens eines Menschen immer wieder bestätigt und so erneuert wird.

Die Ehe ist nun ein ausgezeichnete Ort, an dem die Erfahrung unbedingter Anerkennung und Bejahung in einer besonders intensiven Weise möglich ist; die in Treue durchgehaltene Liebe zwischen Mann und Frau stellt die Grundlage dafür dar, dass diese Erfahrung in der Lebensgeschichte eines Menschen mit all ihren Unwägbarkeiten immer wieder neu gemacht werden kann. Das fordert von keinem der Ehepartner eine Selbstaufgabe. Denn es handelt sich dabei ja um ein wechselseitiges, dialogisches Geschehen, bei dem es gerade um die Selbstwerdung eines jeden von ihnen, die Formung seiner je eigenen, einzigartigen Identität geht. Und es ist eben die wechselseitige unbedingte Anerkennung und Bejahung des Anderen, die die unerlässliche Grundlage einer solchen Beziehung bildet.

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt. Der Raum einer unbedingten Anerkennung, den Mann und Frau in der Ehe sich selbst wechselseitig schaffen, wird erweitert und öffnet sich auf eine neue Generation hin, wenn die Ehe zur Familie wird. Durch die Offenheit für Kinder und deren Annahme erhält das, was in der Ehe geschieht, noch einmal eine neue Dimension. Damit wird neuem Leben Raum gegeben und seine Entfaltung begleitet und gefördert. Die Familie stellt einen Ort des Schutzes und der Geborgenheit für die

³ Vgl. Markus Knapp, *Verantwortetes Christsein heute. Theologie zwischen Metaphysik und Postmoderne*, Freiburg/Br. 2006, besonders 159-163 und 176-207.

heranwachsenden Kinder dar, wo diese sich anerkannt und angenommen wissen dürfen. So erst können sie dann auch ihre eigene Individualität ausbilden und erproben.

Diese anthropologischen Zusammenhänge bilden auch die Grundlage eines theologischen Verständnisses von Ehe und Familie. Werden sie nicht beachtet, geraten Auseinandersetzungen über Ehe und Familie rasch in die Gefahr, ideologisch zu werden. Deshalb bleibt das Bemühen um eine Verständigung über deren anthropologisches Fundament von entscheidender Bedeutung, gerade auch für unsere pluralistische Gesellschaft, in der diese anthropologischen Zusammenhänge häufig aus dem Blick geraten oder verdrängt zu sein scheinen.

3. Theologische Weiterführung

Wenn Kirche und Theologie die Ehe zur Schöpfungsordnung Gottes rechnen, dann geht es ihnen gerade um dieses anthropologische Fundament. Denn als Teil der göttlichen Schöpfungsordnung steht die Ehe ja im Dienste der Entfaltung des Lebens in der Schöpfung. Die anthropologischen Grundlagen der Ehe und der aus ihr erwachsenden Familie entsprechen der Geschöpflichkeit des Menschen, dem, was Gott für den Menschen als sein Geschöpf will, was er ihm als Sinn und Ziel seines Menschseins zugeordnet hat. Es ist dies die liebende Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch. Gott hat den Menschen auf sich hin geschaffen; Gott will sich selbst ihm schenken und sich mit ihm verbinden. Die Sehnsucht nach dieser Gemeinschaft mit Gott ist tief in den Menschen hineingelegt. Augustinus hat das so formuliert: „Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“⁴ Diese Unruhe des menschlichen Herzens lässt sich entziffern als Sehnsucht nach unbedingter Anerkennung und Bejahung. Sie kann ihre endgültige Erfüllung letztlich nur in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott finden. Denn nur hier wird dem Menschen eine solche Anerkennung und Bejahung wirklich unverlierbar zuteil, so dass selbst die vernichtende Macht des Todes nichts mehr dagegen vermag.

In der Tat verbindet sich ja offenbar mit jeder ernsthaften Liebe diese Intuition, die sich etwa im Hohenlied des Alten Testaments Ausdruck verschafft, wenn es dort heißt: „Stark wie der Tod ist die Liebe“ (8,6). Der Philosoph Gabriel Marcel hat das dann so formuliert: „Einen Menschen lieben, heißt sagen: Du wirst nicht sterben.“⁵ Eine Liebe, die den anderen Menschen unbedingt anerkennt und bejaht, will ihn auch angesichts des Todes nicht preisgeben und ihn vor dem Vernichtet- und Vergessenwerden bewahren.

⁴ Augustinus, *Confessiones* I, 1,1 (zitiert nach: Joseph. Bernhart [Hg.], *Confessiones – Bekenntnisse*, lateinisch-deutsch, Darmstadt 1984, 12).

⁵ Gabriel Marcel, *Geheimnis des Seins*, Wien 1952, 472.

Zugleich ist allerdings auch offenkundig: Es steht ja gar nicht in der Macht des Menschen, diese mit der Liebe verbundene Intuition wahr zu machen. Möglich werden kann das vielmehr nur, wenn er dabei hoffen darf auf die todüberwindende Macht Gottes, wie sie der Glaube an den auferstandenen Christus beinhaltet. Nur dann kann die dem Menschen unauslöschlich eingeschriebene Sehnsucht ihr Ziel finden.

Diese Sehnsucht bestimmt sein Leben in allen Phasen und treibt ihn ein Leben lang an. Sie steht etwa auch hinter dem Streben nach Reichtum, Erfolg oder Macht; denn alles das sind ja Strategien, mit deren Hilfe Menschen sich immer auch Anerkennung, Respekt und Ansehen verschaffen wollen. Auch wenn ihnen das oft gar nicht bewusst ist, werden sie dabei von dieser in sie hineingelegten Sehnsucht angezogen, die sie nach dem wahren Sinn und Ziel ihres Menschseins suchen lässt. Allerdings verstellen diese Strategien dann doch zumeist auch den Blick auf das, was Gott für den Menschen als sein Geschöpf will und ihm zubestimmt hat. Insbesondere gerät dabei aus dem Blick, dass eine wirklich unbedingte und verlässliche Anerkennung und Bejahung einem Menschen nur als Geschenk von Anderen her zuteil werden kann, also nicht gebunden ist an seine eigenen Leistungen oder Erfolge, seinen Besitz oder seine Macht. Ehe und Familie sind demgegenüber ein Ort, an dem das gerade nicht gilt, so dass hier die Erfahrung wirklich unbedingter Anerkennung und Bejahung gemacht werden kann.

Auch in diesem theologischen Zusammenhang wird somit die besondere Bedeutung von Ehe und Familie noch einmal erkennbar. Sie sind ein herausgehobener Ort, weil hier in einer wirklich authentischen Weise die Erfüllung der menschlichen Sehnsucht nach unbedingter Anerkennung und Bejahung erfahrbar zu werden vermag. Daher kann der Mensch hier auch besonders intensiv mit dem letzten Sinn und Ziel seines Menschseins in Berührung kommen. Es zeigt sich ihm dann: Die Sinnerfüllung seines Menschseins ist tatsächlich möglich; seine Sehnsucht nach unbedingter Anerkennung und Bejahung geht nicht etwa ins Leere; er ist mit dieser seiner Sehnsucht kein Irrläufer der Evolution.

Die anthropologischen Grundlagen, die dieser letztgültige Sinn menschlicher Existenz voraussetzt und die sich dann auch als die anthropologischen Grundlagen von Ehe und Familie erweisen lassen, sind auch für die natürliche Vernunft prinzipiell erkennbar und einsichtig. Das darf jedoch nicht automatisch mit der Bereitschaft gleichgesetzt werden, das eigene Leben auch an diesen anthropologischen Gegebenheiten auszurichten. Denn, um es in der Sprache der Ökonomie zu sagen, das Eingehen jeder Ehe wie die Gründung einer Familie stellen ja zunächst einmal eine Investition in die Zukunft dar, deren Rentabilität nicht von vornherein absehbar ist. Nicht ökonomisch formuliert: Ein solcher Schritt setzt immer das Vertrauen voraus, dass man sich damit tatsächlich der Erfüllung der in uns hineingelegten Sehnsucht nähert, also dem Sinn und dem Ziel des eigenen Menschseins auf der Spur bleibt und beides nicht etwa aus dem Blick verliert oder gar verfehlt.

Im christlichen Glauben, jedenfalls in seiner katholischen Ausprägung, findet dies seinen markanten Ausdruck in der Überzeugung: Gott selbst ermöglicht und stützt dieses unerlässliche Vertrauen; denn Gott wendet sich dem Menschen speziell auch in Ehe und Familie helfend zu, indem er dessen Bemühen um ein Gelingen des ehelichen und familiären Lebens unterstützt, trägt und vervollkommnet, entsprechend dem alten theologischen Grundsatz, wonach die Gnade die Natur nicht aufhebt, sondern voraussetzt und vollendet.⁶ Eben dies bedeutet die Ehe als Sakrament zu verstehen.⁷ Darin verschafft sich die Glaubensüberzeugung Ausdruck, dass die eheliche Liebe in die göttliche Liebe aufgenommen wird, wie es das II. Vatikanum formuliert.⁸ Die heute zu registrierenden Veränderungen in diesem Lebensbereich müssen daher – neben den eingangs erwähnten gesellschaftlichen Ursachen – auch im Zusammenhang gesehen werden mit dem rapiden Schwund dieser Glaubensüberzeugung im Zuge einer fortschreitenden Säkularisierung, die den Menschen immer mehr allein auf sich selbst zurückwirft. Auch deshalb fällt es ihm zunehmend schwer, das Vertrauen aufzubringen, das erforderlich ist, um eine Ehe einzugehen und auch in schwierigen Situationen an ihr festzuhalten.

Es dürfte dann allerdings kaum ausreichend sein, das kirchlich-theologische Leitbild von Ehe und Familie lediglich wieder einmal laut und öffentlich zu propagieren. Denn wenn dieses Leitbild nicht mehr selbstverständlich von der gesellschaftlichen Umwelt mitgetragen und gestützt wird, dann setzt seine lebenspraktische Umsetzung und Verwirklichung – neben entschieden familienfreundlicheren Regelungen im politischen und wirtschaftlichen Bereich – heute auch eine tragfähige „innere Stütze“ bei denen voraus, die ihr Leben dementsprechend gestalten wollen. Die Propagierung des kirchlichen Leitbildes für Ehe und Familie muss deshalb dringend von dem Bemühen um eine gegenwartstaugliche Ehe- und Familienspiritualität und deren Vermittlung begleitet sein. Sie kann helfen, das unerlässliche Vertrauen in diese Lebensform auszubilden und zu bewahren auch angesichts des Verlustes ihrer Selbstverständlichkeit.

⁶ Vgl. etwa Thomas von Aquin, *Summa theologiae* I, q. 1, a. 8, ad 2.

⁷ Ausführlicher dazu Markus Knapp, *Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit*, Würzburg 1999, besonders 130ff.

⁸ GS Art. 48 Abs. 2.